Praxisforschung zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Über die Umsetzung von Partizipation und Wissenstransfer

Alexander Degel, Katharina Liebsch*
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften
Helmut-Schmidt-Universität/
Universität der Bundeswehr Hamburg
Hamburg, Deutschland
*liebschk@hsu-hh.de

Antje Masemann*, Eric Sons,
Abteilung Soziale Arbeit
Northern Business School
Hamburg, Deutschland
*EricSons@gmx.de

***Kurzfassung* – Der Beitrag nimmt in Auseinandersetzung mit der Tradition der Praxisforschung die kooperative Forschungspraxis zwischen den im dtec.bw-Projekt „Digitalisierung der psychosozialen Beratung im Feld der Familien- und Lebenshilfe" beteiligten Konsortialpartnern selbstreflexiv in den Blick. Er veranschaulicht, wie Praktiker:innen an Durchführung und Ergebnis-Auswertung von Forschung beteiligt sind und beleuchtet die Prozesse der gemeinsamen Produktion von Einsichten, Produkten und Beziehungskonstellationen sowie die Grenzen dieser Zusammenarbeit.**

Stichworte – partizipative Forschung, transdisziplinäre Zusammenarbeit, soziale Interaktion der Kooperation

I. Einleitung

Die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Wirtschaft mit dem Anliegen Wissen zu erarbeiten, das dazu beiträgt, die jeweilige Praxis zu verbessern, ist konstitutiv für alle dtec.bw-Forschungsprojekte. In den Sozialwissenschaften firmiert diese Erwartung unter dem Label „Praxisforschung" und wird von Anbeginn an methodologisch-kritisch diskutiert. In Auseinandersetzung mit dieser Tradition nehmen wir hier die kooperative Forschungspraxis zwischen den im dtec.bw-Projekt „Digitalisierung der psychosozialen Beratung im Feld der Familien- und Lebenshilfe" beteiligten Konsortialpartnern selbstreflexiv in den Blick. Indem wir exemplarisch veranschaulichen, wie die Praktiker:innen an Durchführung und Ergebnis-Auswertung beteiligt sind, werden die Prozesse der gemeinsamen Produktion von Einsichten, Produkten und Beziehungskonstellationen, aber auch die Grenzen dieser Zusammenarbeit deutlich.

II. Praxisforschung – Ideen und Konzepte

Mit Praxisforschung verbindet sich eine Forschungshaltung und Forschungsstrategie, deren Ursprünge in der sozialwissenschaftlichen Aktions- bzw. Handlungsforschung der 1930er und der 1970er Jahre liegen. Aktionsforschung will grundlagen- *und* praxisorientiertes Wissen hervorbringen, das dazu beiträgt, Lebenswelten sowohl zu verstehen als auch sie zu verändern. Ziel ist die Veränderung des Forschungsgegenstands während des Forschungsprozesses [1]. Dafür ist es erforderlich, die Akteur:innen der Praxis als Personen mit eigenen Erkenntnis- und Lernprozessen anzusehen und legitime Deutungen der erhobenen Empirie nicht ausschließlich bei den forschenden Wissenschaftler:innen anzusiedeln [2]. Vielmehr sollen „sich die Beforschten in den Analysen und Interpretationen auch wiederfinden" [3, p. 105].

Der methodische Ansatz auf Aktivierung von Betroffenen bei der Erkenntnisgewinnung ist historisch verbunden mit der sozialkritischen Gemeinwesenarbeit in der Nachfolge von Jane Adams, ein Ansatz, der sich in den 1930er Jahren in den USA zum „community organizing" radikalisierte. Während dieser Zeit betrieb auch Kurt Lewin [4] in den USA eine Aktions- und Handlungsforschung, die Sozialwissenschaften als Mittel verstand, um soziale Konflikte und Probleme zu lösen. In Untersuchungen zu Arbeitsbedingungen von Fabrikarbeitenden sollten diese nicht nur als zu beforschendes Objekt verstanden werden, sondern als gleichberechtigte Akteure kooperativ miteinbezogen werden.

Diese Tradition verknüpfte sich in den 1970er Jahren mit der wachsenden Artikulation anti-kolonialer Theorie insbesondere in Lateinamerika wie auch mit der „Pädagogik der Unter-drückten" von Paolo Freire, die in den Ländern des globalen Südens auch feministisch gewendet wurde. Im Umfeld westdeutscher pädagogischer Modellprojekte der frühen 1970er Jahre, insbesondere im Schulbereich (Gesamtschulen, Innovationen im Unterricht) wurde die Idee von Handlungsforschung als partizipative und formative wissenschaftliche Begleitung aufgegriffen und erprobt. Dabei war den Reformer:innen die Nähe Kurt Lewins zum „social engineering" im Auftrag der Industrie unangenehm, sie sahen ihren Ort vielmehr in der gesellschaftskritischen Diskussion der Sozialwissenschaften nach 1968 und bezeichneten ihren Ansatz als „aktivierende Sozialforschung" [5].

Entsprechend ist auch die Praxisforschung im Bereich Sozialer Arbeit darauf ausgerichtet, Strukturen und Prozesse professioneller sozialpädagogischer Praktiken fachlich zu verbessern [6]. Hier sind die Praktiker:innen im Rahmen ihrer Tätigkeit forschend aktiv, indem sie selbst oder zusammen mit Wissenschaftler:innen Feld- und Fallstudien erarbeiten [7, p. 177ff.]. Methodisch gewann die teilnehmende Beobachtung einen hohen Stellenwert; die Ergebnisse der Evaluation sollten durch die direkte Rückkoppelung an die gesamte Projektgruppe für Verbesserung der Praxis nutzbar werden.

Heute findet sich der Begriff der Aktionsforschung im Bereich der Organisationsberatung mit dem Anspruch, die Belegschaft mitzunehmen, indem ihr Wissen in die Problemlösungen einfließt. Diese Konzepte lassen aber keine Beziehung

mehr zu einer politischen Kritik (und darauf bezogenen Zielen) an Macht- und Unterdrückungsverhältnissen erkennen. Je nach Schwerpunktsetzung und Perspektivierung nimmt Praxisforschung die Form einer emanzipatorisch-politische Aktions-forschung, Evaluations- oder Auftragsforschung oder Begleit-Forschung an [8]. Während bei der Evaluationsforschung die Einbindung von Praktiker:innen am geringsten ist, fällt sie in der Aktionsforschung am höchsten aus. Dabei ist deren Einbindung in die Interpretation der Daten voraussetzungsvoll und benötigt erhebliche Ressourcen für entsprechende Schulungen und Qualifikationen. Die unterschiedlichen Typen und Formen von Praxisforschung unterscheiden sich hinsichtlich ihres Erkenntnisinteresses und des Verhältnisses von Theorie, Problembezug und Praxis: Wird eine wissenschaftliche, d. h. analytisch-theoretische Orientierung verfolgt (z. B. Design-Based Research-Konzept oder Grounded Theory) oder soll vorrangig den (Erkenntnis)-Interessen der Praktiker:innen gefolgt und handlungsbezogenes Praxiswissen produziert werden, das möglichst zeitnah in die Praxis implementiert werden soll?

III. Praxisforschung zur Digitalisierung von Sozialunternehmen

Das Erfordernis neuen Praxiswissens bildete den Ausgangspunkt des dtec.bw-Forschungsprojekts „Digitalisierung psychosozialer Beratung im Feld der Familien- und Lebenshilfe“. Hier brachte es die Covid-19-Pandemie mit sich, die sozialarbeiterischen Angebote ad hoc auf digitalisierte Formate umzustellen, trotzdem kaum zeitliche, personelle und informationelle Ressourcen dafür vorhanden waren, passgenaue und nachhaltige Lösungen für die Umstellung von analoger zu digitaler Interaktion zu entwickeln. So war es Ziel des Projekts, in enger Kooperation mit zwei ausgewählten Organisationen der Praxis Sozialer Arbeit einen Forschungs- und Entwicklungsprozess als exploratives und dialogisches Unterfangen der Problembeschreibung, Bedarfsanalyse und Entwicklung von Strategien samt korrespondierender Umsetzung einer „Digitalisierung der psychosozialen Beratung im Feld der Familien- und Lebenshilfe“ zu realisieren. Dabei galt es auch, Digitalisierung von Beratung nicht nur als Kompetenz-Erweiterung von Einzelnen, sondern zudem als arbeitspraktischen Prozess organisationalen Lernens eines gesamten Unternehmens bzw. gar eines gesamten, Bundesländer übergreifenden Verbandes zu verstehen.

Die beiden Projektpartner aus dem Bereich der Sozialwirtschaft sind Unternehmen in freier Trägerschaft, die im Hinblick auf die Digitalisierung ihrer psychosozialen Beratungstätigkeiten erst am Anfang stehen und zu Projektbeginn gerade damit begonnen hatten, die Digitalisierungsstrategie ihrer gesamten Organisation systematisch zu bedenken, ohne dass sie dabei auf vorhandene Expertise und organisationsinternes Know-how zurückgreifen konnten. Entsprechend bildeten die Nöte, Erfordernisse und Hemmnisse zur Digitalisierung den Ausgangspunkt für die gemeinsame Konzeptualisierung des Forschungsgegenstands, der mittels eines offenen, induktiven Vorgehens erarbeitet und bearbeitet wurde.

Das Projektkonsortium – bestehend aus zwei wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen, zwei Professor:innen (Helmut-Schmidt-Universität Hamburg/Universität der Bundeswehr Hamburg und Northern Business School Hamburg) sowie zwei durch Projektmittel finanzierte Digitalisierungsbeauftragte der Praxispartner und deren jeweilige Geschäftsführer:innen – etablierte einen monatlichen Jour Fixe. Dort wurden die Themen und Fragen der unterschiedlichen Projektarbeitsgruppen diskutiert und bearbeitet. Es gab die *Projekt-AG Milestones und Methoden,* in der die wissenschaftlichen Projektpartner die Arbeitsphasen planten und berieten, die *Projekt-AG Digitalisierung vor Ort*, in der die wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen zusammen mit den Digitalisierungsbeauftragen der Praxispartner die Erhebungen und Arbeitsschritten konzipierten und reflektierten, sowie die *Projekt-AG Steuerung*, in der die Geschäftsführungen der Praxispartner und die Projektleitung zusammenarbeiteten.

Regelmäßigen Kontakt zwischen Wissenschaft und Praxis gab es, wenn die wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen an thematisch einschlägigen Veranstaltungen, Diskussionsrunden und Ergebnisvorstellungen der Praxispartner ethnographisch beobachtend teilnahmen. Wechselseitigkeit und Rollentausch zwischen Wissenschaft und Praxis fanden statt, etwa wenn die wissenschaftliche Mitarbeiter:in bei der Erstellung eines Projektantrags des Sozialträgers mitarbeitete oder wenn die Digitalisierungsbeauftragten methodische Expertise für Erhebungsverfahren und organisationale Planungen in den Forschungsprozess einbrachten.

Für die Diskussion und Weiterentwicklung von Hypothesen standen die Wissenschaftler:innen mit den Digitalisierungs-beauftragten der Praxispartner zeitweise in einem regen, intensiven und frei gestalteten Austausch. Die Gespräche dienten zudem der Reflexion der konkreten Digitalisierungsvorhaben und der Vorbereitung zur Mediation von Konflikten, welche die organisationale Digitalisierung mit sich brachte. Damit realisierte sich die handlungs- und problembezogene Reflexion und Neugestaltung der sich digital wandelnden sozialarbeiterischen Arbeit und Beratungspraxis. Darüber hinaus machte die Theorie geleitete Auswertung der empirischen Daten der systematischen Erhebungen (teilnehmende Beobachtungen und mehrere Befragungen) insbesondere die mit organisationalen Digitalisierungsprozessen verbundenen neuen Kontroll- und Psycho-Dynamiken sowie die Veränderung von sozialen Interaktionsformen und organisationalen Aushandlungsprozessen deutlich.

Abbildung 1: Nähe und Ferne

IV. Über den Umgang mit Dynamiken der Praxisforschung

A. Den Forschungsgegenstand neu konzeptualisieren

Mit Beginn des Projektes wurde mittels standardisiert-quantitativer Verfahren (Abfrage per Fragebogen) und qualitativ rekonstruktiver Methoden (Interviews und Gruppendiskussionen) das organisationale Wissen und die Praktiken zum Thema Digitalisierung und Online-Beratung erhoben. Die Bedarfsanalyse zeigte, dass das primäre Anliegen und der vorrangige Bedarf der Praxispartner in der Digitalisierung der internen Kommunikation und des Personal- und Verwaltungsmanagement lagen. Zum Thema Online-Beratung hingegen

gab es bei den beteiligten Sozialträgern einen eher geringen Entwicklungs- und Reflexionsbedarf. Entsprechend rückten dann Vorgehensweisen zur Weiterentwicklung organisationaler Digitalisierung in den Mittelpunkt der Forschung, während die Gestaltung und Verbesserung der Online-Beratungspraxis in den Hintergrund traten. Für die Praxis-Partner:innen klärten sich durch die Bedarfsanalyse die Prioritäten ihrer Anliegen in Sachen Digitalisierung. Die beteiligten Wissenschaftler:innen hingegen waren nun gehalten, die in der Phase der Beantragung des Projekts entwickelten Grundlagen und Hypothesen neu auszurichten.

B. Fremdheit zwischen Wissenschaftler:innen und Praktiker:innen überwinden

Auf Seiten der Praxispartner herrschte bei einigen Mitarbeitenden, die selbst nicht studiert hatten, zunächst Zurückhaltung im Kontakt und Berührungsangst in der Zusammenarbeit mit den Wissenschaftler:innen aus der „fremden, akademischen" Welt. So gab es beispielsweise die Frage, ob man die Projektleitung duzen oder siezen sollte, die Unterstellung eines Kontrollansinnens von Befragungen und teilnehmender Beobachtung oder auch die Mitarbeiter:innen, die vor dem Expert:innen-Interview ihre Vorgesetzte fragten: „Was sollen wir dem eigentlich erzählen?" und die dann während des Interviews sozial erwünscht antworteten und die vorherrschenden Konflikte in der Organisation bewusst und gezielt nicht thematisierten. Umgekehrt bewirkte die Erfahrung des Anders-Seins bei einigen Forschenden, sich zunächst mit den Logiken der sozialen Gruppe der Praktiker:innen stark zu identifizieren und die eigene Rolle als Forschende zu minimieren, so dass sie erst im späteren Verlauf des Forschungsprozesses als Forschende aktiv und sichtbar wurden.

Damit diese kulturelle Fremdheit nicht zum Bremsklotz für Kooperation und Datenerhebung wird, erwies es sich zur Bearbeitung des Themas und dessen Überwindung als hilfreich, Ergebnisse der Beobachtungen und Befragungen bei Teamtreffen der Sozialträger vorzustellen und dort ausführlich zu diskutieren. Darüber hinaus wirkte sich die Arbeit mit dem methodischen Konzept der Situationsanalyse [9] als vorteilhaft für die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis aus. In der Situationsanalyse benennen die Praktiker:innen konkrete Erfahrungen, deren thematische Relevanz in sogenannten Mappings von Erlebnissen und Ereignissen gemeinsam herausgearbeitet wird.

C. Unterschiedliche Interessen, Kompetenzen und zeitliche Ressourcen in Einklang bringen

Die enge Kooperation mit den Praktiker:innen während des Forschungsprozesses bringt es mit sich, die Perspektiven und Interessen von Wissenschaft und Praxis abzugleichen und miteinander zu vermitteln. Nicht selten verbinden Praktiker:innen mit Wissenschaft Evaluation und Optimierung von Arbeitsprozessen, während Forschende auch daran interessiert sind, einen empirischen Zugang ins Feld zu bekommen, um neben wissenschaftlicher Begleitung und Problemlösung auch die Theoriebildung des Fachs datenverankert voranzutreiben.

So waren wir im Projektverlauf mit konkreten Ungleichheiten konfrontiert, etwa dass die Wissenschaftler:innen über mehr Zeit für Reflexionsprozesse verfügen, im methodischen Denken geschult und es gewohnt sind, detailliert mittels der akademischen Sprache über Sachverhalte zu sprechen und zu debattieren. Beispielsweise kommentierte eine Praxispartnerin den Workshop, bei dem Forschungsergebnisse vorgestellt wurden, dass es interessant gewesen sei, sie aber „wenig von dem Gesagtem verstehe". Diese Einschätzung aufnehmend haben wir gemeinsam um Übersetzungen fachspezifischer Termini und unterschiedlicher Denklogiken gerungen, mit dem Ziel, eine gemeinsame Sprache zwischen Praxis und Wissenschaft zu entwickeln.

Insgesamt gelang es, die Zusammenarbeit regelhaft, verbindlich und auf Augenhöhe zu gestalten. Dabei verlief der Informationsfluss überwiegend von der Praxis zur Wissenschaft und die inhaltliche Verknüpfung zu wissenschaftlichen Erkenntnisinteressen und Fragestellungen hatte im Rahmen der Projektmeetings deutlich weniger Raum. Dies war häufig der Zeitknappheit und der Fülle von Themen geschuldet. Entsprechend waren die wissenschaftlichen Perspektiven und ihre Bedeutung für die Praxisreflexion eher selten regelmäßiger Bestandteil von Projekttreffen. Vielmehr wurden sie fokussiert in dafür vorgesehenen Einzel-Veranstaltungen eingebracht und werden sich mit dem Ende der Projektlaufzeit intensivieren.

D. Nähe und Distanz austarieren

Der Spagat zwischen dem konkreten praktischen Handeln einerseits und der distanzierten Wahrnehmung und Reflexion dieser Handlungspraktiken andererseits stellt die Praxispartner:innen vor Herausforderungen. Sie müssen professionsbezogene Selbstbilder, eingespielte Routinen und Hierarchien in Frage stellen und neue Entwürfe bzw. Leitbilder für Subjektivierungsweisen und die Organisation insgesamt produzieren. Dafür braucht es ausreichend Zeit, kollegiales Miteinander und Expertise. Im Rahmen unseres Projekts konnten wir dies weitenteils realisieren. Indem Schulungen bezahlt, Weiterbildungen ermöglicht und Organisationsentwicklungsprozesse initiiert wurden, vergrößerte sich auch die Kompetenz aller Beteiligten, zur eigenen Arbeitsorganisation in Distanz zu treten und sie wohlwollend-kritisch zum Gegenstand des organisationalen Lernens zu machen.

Auf Seiten der beteiligten Wissenschaftler:innen war schnell klar, dass eine an der Aktionsforschung ausgerichtete Fokussierung auf die Bedarfe und Optimierungsbedürfnisse der Praxis es mit sich bringen kann, die Wissenschaft auf die Rolle des Dienstleisters einzuengen. Deswegen galt es, eine eigene, von der Praxis unabhängige wissenschaftliche Agenda zu entwickeln und dabei das Engagement für die Praxis sicherzustellen, ohne das eigene Erkenntnisinteresse aus den Augen zu verlieren.

Die Verstrickung in die Logiken der Praxis stellte vor dem Hintergrund der engmaschigen Kooperation von Wissenschaft und Praxis eine Verführung zur Komplizenschaft dar, die in der wissenschaftlichen Projekt-AG thematisiert und reflektiert wurde. Gegenstand von Reflexion war beispielsweise, dass eine wissenschaftliche Mitarbeiter:in zeitweise die Sprache und die Begrifflichkeiten des Organisationsberaters übernahm, der den Praxispartner beriet, und sie zur Beschreibung der eigenen wissenschaftlichen Beobachtungen verwendete. Identifiziert mit den Perspektiven und Logiken des Praxispartners ging die kritisch-wissenschaftliche und reflektierende Distanz zwischenzeitlich verloren. Ein weiteres Thema war, dass die regelmäßige, mehrmals wöchentlich stattfindende Teilnahme einer wissenschaftlichen Mitarbeiter:in bei Terminen der Praxispartner zwar eine große Menge an interessanten empirischen Daten erbrachte, aber zugleich dazu führte, dass die wissenschaftliche Mitarbeiter:in ihre Rolle als Wissenschaftlerin sukzessive verließ. Dies machte es erforderlich, den Austausch und die Beziehung zwischen Wissenschaft und Praxis neu zu justieren und seitens der Forschenden die Anwesenheit bei den Praxispartnern vor Ort punktuell auch einzuschränken.

Bestandteil dieser Pendelbewegungen zwischen Nähe und Distanz war zudem, dass die notwendige explorative Offenheit der wissenschaftlichen Fragestellung des Projekts andauernd gestaltet, neu justiert und verändert werden musste. Dazu gehörte auch, sich kontinuierlich damit zu beschäftigen, welche Theorien und Konzepte das Forschungsthema aufzuschlüsseln und zu bereichern vermögen.

V. Fazit: Praxisforschung zwischen wissenschaftlicher Begleitung, ko-produktiver Erkenntniserzeugung und der Bearbeitung wissenschaftlicher Fragen

Die Bildung von Konsortialpartnerschaften zu Forschungszwecken erfolgt unter der Annahme, dass die transdisziplinäre Zusammenarbeit von Expert:innen verschiedener Bereiche zur forscherischen Produktivität beiträgt: Die Forschung findet dort statt, wo ihre Ergebnisse Anwendung finden sollen, Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Wissenschaft und Praxis werden aktiv gestaltet, auftretende Schwierigkeiten sind für alle Beteiligte wahrnehmbar und können so zügiger bearbeitet werden.

Um die Zusammenarbeit fruchtbar werden zu lassen, ist Kommunikation – also Zeit für Austausch und Verständigung und Übersetzungen der unterschiedlichen Logiken und Bezeichnungspraktiken – unerlässlich. Diese wird zumeist von Seiten der Wissenschaft koordiniert und geht als Bestandteil des Forschungsprozesses auch in das Ergebnis der Forschungsleistung ein. Von Seiten der Praxis ist dafür das Interesse und die Bereitschaft erforderlich, sich als Ko-Forschende zu beteiligen. Mit dieser Beteiligung ist verbunden, dass Praktiker:innen befähigt und legitimiert werden für die gemeinsame Erforschung sozialer Wirklichkeiten und um Veränderung sozialer Praxis im Verlauf des Forschungsprozesses gezielt zu gestalten. Dafür ist es auch erforderlich, dass beide Seiten die im gemeinsamen Forschungsprozess sichtbar werdenden Ungleichheiten und Machtkonstellationen kritisch reflektieren.

Die Herstellung von weitgehend macht- und hierarchiefreien Räumen gemeinsamen Arbeitens ist auch deshalb eine Herausforderung, weil hier Wissensformen aufeinandertreffen, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Theoretisches Wissen, Erfahrungswissen, situiertes Wissen über Beziehungen, Interaktionen, Gemeinschaften sind asymmetrisch im Hinblick auf Relevanz und Status sowie im Hinblick auf die Beanspruchung von Deutungsmacht und Wissenshoheit. Erst wenn nicht der Status von Wissen, sondern die Funktion von Wissen ins Zentrum rückt, können alle Beteiligten zu Expert:innen werden.

Im Feld der deutschsprachigen Sozialen Arbeit wird diese Art der Forschungskooperation seit den 1980er und 1990er Jahren als *Praxisforschung* bezeichnet und sie ist zumeist auf betriebliche Organisations- und Qualitätsentwicklungen konzentriert [10, p. 8]. Die Sozialarbeitswissenschaftlerin Maja Heiner [11] unterscheidet drei Modelle der Praxisforschung im Hinblick auf die Form der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und professioneller Praxis und dem forscherischen Anteil der Fachkräfte: Im ersten Modell kooperieren Vertreter:innen der Praxis mit Forscher:innen, wobei sie selbst keine forschende Agenda übernehmen. Insofern bleibt die übliche Arbeitsteilung bestehen. Im zweiten Modell forschen sowohl Vertreter:innen der Praxis als auch Forscher:innen. Mitarbeiter:innen und Leitungspersonen sind hier beispielsweise in die Datenerhebung eingebunden. Im dritten Modell besteht die zentrale Aufgabe der Wissenschaftler:innen in der Beratung der forschenden Praktiker:innen.

Beteiligung von Praktiker:innen als Ko-Forschende bedeutet demzufolge, dass weder *für* noch *über*, sondern *gemeinsam mit* ihnen geforscht wird. Dies kann in allen oder in ausgewählten Phasen des Forschungsprozesses erfolgen und reicht von der Anhörung über die Mitbestimmung bis hin zur Entscheidungsbefugnis der Ko-Forschenden. Dies kann nur gelingen, wenn die verschiedenen Bezugssysteme und Sachzwänge der Beteiligten, die unterschiedlichen Erwartungen, Interessen und Deutungen abgeglichen und konstruktiv miteinander verschränkt werden.

Dabei ist es naheliegend, dass diese Kooperation Konflikte mit sich bringt – eine Dynamik, die auch als ein Qualitätsmerkmal verstanden werden kann, als ein Hinweis darauf, dass alle Beteiligten ihre Anliegen einbringen, verhandeln und sich für ihre Interessen einsetzen [10, p. 86f.].

Für die ko-forschenden Praktiker:innen sind Selbstbestimmung und Eigenregie wichtig, um den zirkulären Prozess in Gang zu setzen, in dem die gewonnenen Informationen und Daten sowohl in den Forschungsprozess eingespeist als auch dazu genutzt werden, praxisrelevante Handlungsstrategien zu entwickeln. Für die beteiligten Wissenschaftler:innen bedeutet Eigenregie, den schmalen Grat zwischen praktischem Problembezug und wissenschaftlicher Perspektive auszuhalten und auszutarieren. Dazu gehört es auch, Verstrickungen in die Praxis und mit der Praxis abzuklären und die Forschungsagenda, die sich im Zuge empirischer Erhebungen und Ergebnisse immer wieder verändert, nicht aus dem Blick zu verlieren.

Nur so ist es möglich, schlussendlich Konzepte und Kategorien empirisch gesättigt zu identifizieren, die sowohl wissenschaftlich als auch praktisch von Bedeutung sind und die das weitere Nachdenken über Forschungsgegenstand *und* Praxisprobleme produktiv werden lassen.

DANKSAGUNG

Die Autor:innen bedanken sich für die Förderung bei dtec.bw – Zentrum für Digitalisierungs- und Technologieforschung der Bundeswehr. Das dtec.bw – Zentrum für Digitalisierungs- und Technologieforschung der Bundeswehr – ist ein von den Universitäten der Bundeswehr Hamburg und München gemeinsam getragenes wissenschaftliches Zentrum und Bestandteil des Konjunktur-programms der Bundesregierung zur Überwindung der COVID-19-Krise. Es unterliegt der akademischen Selbstverwaltung. Die Mittel, mit dem das dtec.bw ausgestattet wurde, werden an beiden Universitäten der Bundeswehr zur Finanzierung von Forschungsprojekten und Projekten zum Wissens- und Technologietransfer eingesetzt. dtec.bw wird von der Europäischen Union – NextGenerationEU finanziert.

LITERATUR

[1] J. Rieger und G. Straßburger, „Warum Partizipation wichtig ist. Selbstverständnis und Auftrag sozialer Berufe," *Straßburger, Gaby/Rieger, Judith (Hrsg.): Partizipation kompakt. Für Studium. Lehre und Praxis sozialer Berufe,* Bd. Weinheim: Beltz Juventa, p. 42–51, 2014.

[2] K. Holzkamp, Grundlegung der Psychologie, Frankfurt/M./New York: Campus, 1983.

[3] P. Mayring, Einführung in die qualitative Sozialforschung, München: Psychologie Verlags Union, 1990.

[4] K. Lewin, „Group Decision and Social Change," *Eleanor E. Maccoby, Theodore M. Newcomb, Eugene E. Hartley (Hrsg.): Readings in Social Psychology,* p. 459–473, 1952.

[5] T. Heinze, Handlungsforschung im pädgogischen Feld, München: Juventa, 1975.

[6] E. Steinert, Sozialarbeitsforschung für Studium und Praxis., Frankfurt/M.: Peter Lang, 2008.

[7] B. Hill, „Forschung in der Kulturellen Bildung," *B. Hill/T. Biburger/A. Wenzlik (Hrsg.): Lernkultur und Kulturelle Bildung,* p. 174–187, 2008.

[8] H. Moser, Instrumentenkoffer für die Praxisforschung, Freiburg: Lambertus, 2015.

[9] A. Clarke, Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn, Wiesbaden: SpringerVS, 2012.

[10] H. v. Unger, Partizipative Forschungspraxis. Einführung in die Forschungspraxis, Wiesbaden: Springer, 2014.

[11] M. Heiner, Praxisforschung in der Sozialen Arbeit, Freiburg: Lambertus, 1988.